

Peter Gross

Ohne Sprungtuch

Meine Scholle

Auf dem schmalen Grasstreifen, der die Siedlung wie eine Schutz-Zone von der Straße und dem Quartier mit der Schuhfabrik, der Beiz und der Tankstelle abgrenzte, lagen ein kaputter Ball und im Sandkasten die zertrampelten Überreste kindlicher Baukunst. Es wurde langsam dunkel. Ich saß auf der Mauer vor unserem Haus. Blasse Sterne, der bleiche Mond: Beide sind für alle da. Vom Parkplatz wehten Gelächter und Stimmen zu mir herüber, Autotüren wurden zugeknallt. Ich beneidete die wegfahrenden Besucher. In den Fenstern identischer Betonbauten, die zusammen eine Siedlung ergaben, die sich „familienfreundlich“ nannte, brannte bald Licht. Ich fragte mich, was die Menschen hinter den zugezogenen Gardinen machen, und blickte zum einzigen Hochhaus hinüber, das wie ein Fremdkörper in die Höhe einer begrünten und doch grauen Agglomeration ragte, die heute noch genau gleich aussieht wie in den 1970er-Jahren. Heidi war noch nicht eingezogen, aber in der Nummer 14 lebte mein bester Freund. Tagsüber konnte ich an Fensterscheiben klopfen und Klingeln drücken, die Kameraden zum Spiel auf dem Grasstreifen auffordern und manchmal durfte ich bei Angelo essen und von einer familiären Harmonie profitieren, die mir gänzlich fremd war.

Irgendwann war der Himmel fast schwarz, die Sterne hingen wie Diamanten im Dunkel. Ich war sieben Jahre alt und fürchtete mich, in mein Zuhause zurückzukehren. Es gab einen Eingangsbereich mit Toilette und Bad. Zwei Kinderzimmer, ein Elternschlafzimmer. Im größten Raum standen das Sofa, der Beistelltisch und die Wohnwand. Dort lagerten die Schätze der Erwachsenen: schönes Geschirr, die feine Tischwäsche, bunte Glasvasen und Süßigkeiten, die wir nicht anrühren durften. Im Terrarium lebten zwei Alligatoren, die dem Vater als klein bleibend verkauft worden waren. Als sie zu stattlicher Größe heranwuchsen, mussten sie an einen Zoo abgegeben werden. Ihre Behausung verwandelte sich in ein Aquarium mit Neonfischen und Schlingpflanzen. Der auf einem Sockel stehende Glaskasten mit dem friedvollen Innenleben vermittelte mir in einem Universum, das durch die gewalttätigen Ausbrüche des Vaters geprägt war, so etwas wie Trost.

Meine Mutter hatte mich knapp neunzehnjährig geboren. Meine beiden jüngeren Schwestern machten aus Yvette eine zweiundzwanzigjährige Dreifach-Mutter. Leo unser Erzeuger, hatte seine anderen Kinder samt Ehefrau verlassen, um die hochschwängere Geliebte, in einem Anfall von Ehrenhaftigkeit, einen Monat vor meiner Geburt zu heiraten und führte sein Schreckensregime fortan einfach in der neuen Familie fort.

Nach gewalttätigen Übergriffen und unsäglichen Szenen blieben Erklärungen oder Entschuldigungen vonseiten des Vaters aus. Der Wille, an seinem Verhalten etwas zu verändern, war schlicht nicht vorhanden und nach unfassbaren Ausbrüchen ging man kommentarlos zur Tagesordnung über. Ich schwieg ebenfalls und vertuschte die sichtbaren Folgen der Übergriffe und versuchte zu verheimlichen, was bei uns zu Hause geschah. Als noch kleines Kind wollte ich bei den Eltern bleiben und verzichtete, aus Angst vor dem Kinderheim und erneuten Sanktionen, darauf, Hilfe zu suchen. Auch wenn ich es getan hätte, so meine ich heute zu wissen, wären solche Aktionen nicht von Erfolg gekrönt gewesen. Obwohl beide Eltern aus kinderreichen Familien stammten, ich Dutzende von Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen hatte, erfuhren wir von den Verwandten keinerlei Unterstützung. Zu den Großeltern, die mich als Säugling hegten und pflegten, bestand in meinen ersten zehn Lebensjahren kein Kontakt. Mutter brach diesen ab, nachdem sich ihre Eltern kritisch über den Schwiegersohn geäußert hatten. Ich erinnere mich nur an einen Kontakt in der frühen Kindheit, und zwar mit jenem Onkel, der einen Collie besaß, was mich zur Bitte verleitete, eine Woche Ferien bei ihm verbringen zu dürfen. Bereits am ersten Abend weinte ich derart heftig und anhaltend, dass mich die Eltern sofort mit dem Auto abholten. Zum ersten und letzten Mal gingen sie positiv auf meine Emotionen ein und, vermutlich beruhigt darüber, dass die häuslichen Zustände doch nicht so schlecht sein können, wenn sich der kleine Sohn vor Heimweh nach seinem Zuhause verzehrt, setzte es nach diesem Zwischenfall auch keine Prügel. Später realisierte ich: Den übrigen Familien der Siedlung entging nicht, was bei uns zu Hause los war. Man mischte sich nicht ein, war mit dem eigenen Leben beschäftigt und überließ uns – bis auf einmal – unserem Schicksal: Die Frau des Hausmeisters, eine freundliche und kluge Frau, stand bei uns vor der Wohnungstüre. Als Zweitklässler wurde ich Zeuge, wie meine Mutter – die in der Zwischenzeit offenbar um unsere Leben fürchtete – Frau

Gloor das Sturmgewehr meines Vaters aushändigte und ihr die Patronen in die geöffnete Hand legte.

Sehe ich die Siedlung heute vor mir, weiß ich: Das dortige Umfeld mit über siebzig Kindern, der Grasstreifen und die begrüneten Innenflächen, die sich aus der Anordnung der Betonbauten ergaben, waren meine Rettung. Vierundzwanzig Familien lebten in diesem Kosmos. Fast alle stammten aus einem ähnlichen sozialen Milieu: der Arbeiterklasse. Handwerker und einfache Angestellte, die arbeiteten, um ihre Familien über die Runden zu bringen. Bis auf ein Einzelkind, das Markenjeans trug, besaßen alle Kinder gleich viel oder eher gleich wenig und den fehlenden dritten blauen Streifen malten wir einfach mit einem Filzstift auf unsere Adidas-Rom-Kopien. Niemand lebte in Saus und Braus und Geld wurde erst ausgegeben, wenn man es verdient hatte. So verfuhr auch meine Eltern und heute denke ich, dass sie mir den sorgsam und verantwortungsbewussten Umgang mit Geld, aber auch mit Besitz, den man wertschätzt, mit auf den Weg gaben. Die meisten anderen Mütter waren nicht berufstätig, was damals einer privilegierten Situation entsprach, da ein Gehalt oder die Bescheidenheit offenbar ausreichte, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Yvette trug mit ihrer Arbeit maßgeblich zum Einkommen bei, schmiss daneben den Haushalt, versuchte – erfolglos – ihren gewalttätigen Ehemann unter Kontrolle zu halten und war in Anbetracht der vielen Aufgaben wohl einfach froh, wenn ich mich nicht allzu oft in der Wohnung aufhielt. Mein Revier lag zwischen den Häusern, dort verbrachte ich die meiste Zeit meines kindlichen Lebens, wurde sozialisiert und kam auch in den Genuss von pädagogischen Entscheidungen, die mich bereits als kleiner Knirps beeindruckten. Als die etwas älteren Kameraden und Kameradinnen im riesigen Sandkasten Häuser und elaborierte Burgen bauten, wurden die Jüngeren, zu denen ich anfänglich gehörte, ausgeschlossen; da man befürchtete, dass sie die Kunstwerke der anderen zerstören würden. Die Frau des Hausmeisters, die so etwas wie die graue Eminenz der Siedlung war, bestimmte eine Zone im Sandkasten, in der wir tollpatschig hantieren konnten und den anderen nicht in die Quere kamen. Ebenfalls erinnere ich mich an eine Silvester-Party, an der sämtliche Familien teilnahmen. Der Hobbykeller wurde mit Papierschlangen dekoriert, die Tische mit buntem Geschirr gedeckt. Die riesige Rasselbande war außer sich vor Vorfreude und Übermut. Der Lärm erreichte ein ohrenbetäubendes Ausmaß, als Frau Gloor uns anwies, diesen Pegel bewusst noch einmal zu erhöhen, bevor wir uns danach ruhiger verhalten sollten. Nach einer Schrei-

Orgie hatten wir uns ausgetobt und der Abend verlief in ruhigen und friedlichen Bahnen. Von dieser Art der Konfliktlösung war ich schwer beeindruckt.

Im Umfeld der Siedlung, zusammen mit meinen Kameraden und Kameradinnen, fühlte ich mich nie einsam, konnte die bedrohlichen familiären Umstände zumindest zeitweise verlassen und lernte, was in meiner Familie unmöglich war: füreinander einstehen, Probleme mit Worten und nicht mit Schlägen lösen. Natürlich existierten Hierarchien. Ich lief im Mittelfeld mit und erkannte, dass man in einem gut funktionierenden Team gemeinsam etwas erreichen kann. Ich konnte mir einen Platz im positiven Sinn erkämpfen. Kurz, das Leben draußen vermittelte mir Energie, Selbstbewusstsein und die Gewissheit, dass ich in dieser Gruppe wohlgelitten war. Mit den anderen erfuhr ich Zugehörigkeit und nahm begeistert an den Aktivitäten teil. Der Pingpong-Tisch war fest im Boden verankert, die Teppich-Stangen luden zu akrobatischen Übungen ein, und auch die meisten Spielsachen gehörten – irgendwie – allen. In diesem Mikrokosmos bewegten wir uns ohne elterliche Aufsicht. Im Sommer blieben wir bis nach dem Dunkelwerden draußen, und einmal bauten wir aus Kartonschachteln Schlafplätze, in denen wir übernachteten. Im Herbst bastelten wir Drachen, ließen sie fliegen oder sprangen in die riesigen Laubberge, die wir unter der Anleitung von Frau Gloor angehäuft hatten, die uns als Dank für diese Hilfe einen selbst gebackenen Kuchen präsentierte, den wir brüderlich und schwesterlich teilten. Im Winter lieferten sich mein Freund und ich Schneeballschlachten und trugen, was wir zu Weihnachten geschenkt bekamen: gestrickte Mützen und Handschuhe.

Die Anfänge mit meinem besten Freund, Angelo, verliefen suboptimal. Zuerst mochte ich ihn nicht und knallte seinen Kopf in einem Wutanfall an eine Dachrinne. Der erste und letzte körperliche Übergriff meines Lebens auf einen anderen Menschen endete für ihn beim Arzt; die Wunde musste genäht werden. Danach lernten wir uns besser kennen, entdeckten die gemeinsame Leidenschaft für Winnetou, schlossen Blutsbrüderschaft und gingen fortan gemeinsam durch dick und dünn. Wenn es bei uns zu Hause brenzlig wurde, durfte ich bei seinen Eltern an die Fensterscheibe klopfen und wurde eingelassen. Im familiären Verbund meines Freundes erkannte ich, dass es in anderen Familien anders zu- und herging als bei uns. Angelo baute ebenfalls Mist, wurde aber nicht körperlich bestraft, sondern musste einfach unliebsame Aufgaben im Haushalt übernehmen. Bei ihnen herrschte eine wohlwollende Stimmung, ohne Angst und ohne ständige Sorge, dass man etwas

falsch machen könnte. Von solchen Zuständen war unsere Familie immer weiter entfernt, was sich bald negativ auf meine Schulleistungen auswirkte. In der Hoffnung auf ein elterliches Lob, schwamm ich in den ersten beiden Klassen noch im Mittelfeld mit, doch in der dritten Klasse rasselten meine Noten in den Keller. Kam ein Kind in der Schule nicht mit oder führte eine persönliche Krise zu einem Leistungsabfall, hatte es in diesen Jahren ganz einfach das Nachsehen. Förderungsunterricht oder Nachhilfestunden existierten nicht, dafür setzte es regelmäßig Ohrfeigen und Schläge mit dem Lineal von der Lehrerin. Weder Vater noch Mutter verfügten über Zeit oder Geduld, um mir bei den Hausaufgaben zu helfen oder den Schulstoff zu pauken. Vom Ehrgeiz heutiger Eltern, die für ihren Nachwuchs fast immer ein besseres Leben im Sinn haben, war auch bei meinen Kameradinnen und Kameraden nicht viel zu spüren. Die Schule beenden und eine Lehre absolvieren, galt als Erfolgsgarant für eine geachtete Existenz, die die meisten Mitglieder unserer Kindergruppe in ähnlicher Art und Weise wie ihre eigenen Eltern fortführten, wie meine späteren Recherchen ergaben. Nur einer sprach plötzlich gebildet, zweifelsohne besuchte er die Kantonsschule und irgendwie gehörte er bald nicht mehr dazu, denn wer einem unüblichen Bildungsdrang nachgab, so lautete zumindest die unausgesprochene Maxime in unserer Siedlung, verriet die vertraute Scholle und entfremdete sich fast zwangsläufig von den Mitgliedern seiner sozialen „Kaste“. Davon konnte bei mir aus verschiedenen Gründen keine Rede sein. Paradoxerweise galt es jedoch als größte Schmach, sitzen zu bleiben. Eine Klasse zu wiederholen, dient im Idealfall dazu, dass man sich fangen und die Leistungen verbessern kann, damit man den Anschluss in die Sekundarschule schafft. In meinem Fall wurde der Übertritt in die sogenannte Hilfsschule beschlossen. Ein fataler Fehler, denn diese Entscheidung sollte meine beruflichen Chancen massiv schmälern. [...] Zu Hause verschlechterte sich in dieser Zeit alles. Einmal wurden wir von einem Mann – Mutters späteren Lebenspartner, wie sich herausstellen sollte – aus der Wohnung gerettet und einmal, Vater randalierte und verhielt sich äußerst gewalttätig, flüchtete Mutter mit mir und den beiden Schwestern in eines der Kinderzimmer und verriegelte die Türe von innen. Anschließend lagen wir uns schluchzend in den Armen. Nun wusste ich wenigstens, wie sich eine mütterliche Umarmung anfühlte.

Yvette trennte sich in unserer Abwesenheit, sie wollte wohl vermeiden, dass meine Schwestern und ich Zeugen eines möglichen riesigen und gefährlichen Ausbruchs wurden, bei dem Mord und Totschlag drohen könnten. Zuvor verbrachte ich eine

unbeschwerte Ferienwoche mit der Jungwacht in einem Lager, als mir Frau Gloor am Besuchstag aus hell heiterem Himmel eröffnete: „Wenn du nach Hause kommst, ist dein Vater weg!“ Eine solche Option hatte ich nie in Betracht gezogen, beziehungsweise wusste ich nichts von der Möglichkeit, dem Elend ein Ende zu bereiten. Als ich Tage später die Wohnung betrat, erkannte ich sofort, dass die Hälfte des Mobiliars fehlte. Sogar das Ehebett hatte Leo in zwei Teile zersägt. Nun stand Yvette kaum neunundzwanzigjährig mit drei kleinen Kindern allein da. Da Vater seiner ersten Familie nie einen Rappen Alimente bezahlt hatte, ging Mutter zweifelsohne davon aus, dass sich bei uns das Gleiche wiederholen würde. Sie lag goldrichtig mit dieser Einschätzung. Eine einzige Fotografie blieb mir erhalten, auf der ich zusammen mit Leo zu sehen bin. Ich bin im Baby-Alter und halte eine Zigarre oder vielmehr einen Stumpfen in der Hand! Unseren Erzeuger sahen meine Schwestern und ich nach der Scheidung nur noch ein einziges Mal. Wir besuchten gemeinsam eine Pony-Ranch, durften uns auf die Rücken der Tiere setzen, die Rutschbahn benutzen, ein Eis essen. Ich war begeistert und hoffte auf weitere Unternehmungen dieser Art. Doch Vater machte von seinem Besuchsrecht nie mehr Gebrauch, brach den Kontakt einfach ab und überließ uns unserem Schicksal. Als ich mich Jahre später in einer Notsituation bei ihm meldete, reagierte er distanziert und uninteressiert, ebenso wie er die späteren Kontaktversuche meiner Schwestern, die ihm seine Enkel zeigen wollten, unterband. Genau wie seine ersten fünf Kinder interessierten auch wir ihn keinen Deut.